

Zeitschrift: Schweizer Soldat : Monatszeitschrift für Armee und Kader mit FHD-Zeitung
Herausgeber: Verlagsgenossenschaft Schweizer Soldat
Band: 17 (1941-1942)
Heft: 31

Artikel: Munitionsnachschub während des Kampfes
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-712428>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Munitionsnachschub während des Kampfes

Die Batterie braucht Munition. Munition muß ran! Drüben hinter B... sollen die Geschosse geholt werden. Der Gegner schießt ununterbrochen scheinbar wahllos in der Gegend herum. Bald liegen die Einschläge weitab, dann sind sie wieder verdammt dicht an der hastenden Munitionsstaffel. Aber mit ein paar Geschützen hält er mit unheimlicher Sturheit dauernd den Flußübergang unter Feuer. Der erste Wagen nähert sich der Brücke. Wieder heult eine Granate heran, das Wasser spritzt hoch. Die Pferde jagen in wildem Galopp davon, kaum daß sie die Fahrer noch in der Gewalt haben. Dumpf poltern Hufe und Räder über die Bohlen. Die nachfolgenden Wagen werden mit vorwärtgerissen. Ein wildes Toben ist um die Staffel. Immer wieder heult's heran und detoniert mit kurzem, scharfem Knall. Soll's wieder gut ausgehen? Da — nein! Der fünfte Wagen verschwindet in Qualm und Feuer. An den wild schlagenden und brüllenden Pferden vorbei jagt der sechste, der letzte. Noch ein paar hundert Meter hin, da ist's ruhiger. «Die Staffel rückt im Schritt weiter zur Munitionsausgabestelle. Und ihr beiden geht zurück und seht zu, was mit dem fünften Wagen los ist.»

Dicht links neben der Bespannung hatte die Granate eingehauen. Die beiden Sattelpferde waren sofort tot, beide Fahrer und der auf dem Bock sitzende Munitionskanonier durch Splitter ver-

Achtung.. Dragoner!

Mutter schließ dein Töchterlein
in die hintre Kammer ein.
Singend kommt durchs Dorf hinauf
jung und frisch ein Reiterhau,
und 's ist einer mit dabei,
der gefiele der Marei:
Vielleicht ist's der Leutnant,
vielleicht der Gefreite nur,
's kann auch der Trompeter sein
mit der schönen, gelben Schnur!

Vater paß dem Buben auf,
Jungvolk zieht's zum Sattelknau.
Klingen Eisen auf dem Stein,
zündet's tief ins Herz hinein.
Keiner ist davor geschützt,
bis er selbst zu Pferde sitzt.
Vielleicht gar als Leutnant,
vielleicht als Gefreiter nur,
's kann auch als Trompeter sein
mit der schönen, gelben Schnur.

Herrgott, komm zum Himmeistor,
ein Dragoner steht davor.
Lief den Zügel aus der Hand,
starb als Held fürs Vaterland.
Seinen Stolz und seine Ehr
gibt er auch dem Tod nicht her.
Vielleicht ist's der Leutnant,
vielleicht der Gefreite nur,
's kann auch der Trompeter sein
mit der schönen, gelben Schnur.

Mumenthaler.

wundet. Immer noch lag Einschlag auf Einschlag rings um die Brücke. Die Verwundeten hatten sich nach dem Speicher hinübergeschleppt und finden hinter den Mauern einigen Schutz. «Da, Mensch, der Fuchs ist ja wieder hoch. Da kriegen wir auch den Wagen hier noch raus!» Der eine von den dreien rief's, und nicht achtend der Wunden in Arm und Hüfte und nicht der Granaten, die immer wieder glühendes Eisen und braune Erde über die Straße werfen, läuft er auch schon wieder hinüber. Schnell die Taut und Riemen zerschnitten, die Deichsel zur Seite gedrückt, dem Tier ein beruhigendes Wort gesagt, den Zügel gefaßt und nun: voran! Es gelingt. «Komm, Fuchs, wir können doch den Wagen hier nicht stehen lassen!» Das Tier zittert und schwankt. Es blutet aus vielen Wunden. Daneben wankt der Kanonier. Ganz allein sind die zwei, ganz allein. Nun sind sie oben um die Biegung, die Feuerzone liegt hinter ihnen. Die letzten Kräfte hatten Mensch und Tier zusammengerafft. Und nun werden sie müde und so matt. Das Pferd stürzt erneut, rafft sich noch einmal auf, noch ein paar Schritte, dann stürzt es wieder. Die zwei vom Staffelführer Zurückgeschickten sind jetzt heran. Dem Fuchs ist nicht mehr zu helfen. Ein Schuß beendet seine Qualen. Und ihren Kameraden bringen sie zu dem Verbandsplatz da drüben.

Aus: «Die soldatische Tat».

Verwüstetes und verhungertes Land.

Fortsetzung von Seite 771.

dahin war. «Es ist als ob ein Heuschreckenschwarm über das Land gekommen wäre und alles aufgefressen hätte.»

1799 war zudem noch ein Fehljahr, das vielleicht nur die Hälfte einer gewöhnlichen Ernte zeitigte. Die Zufuhr fremden Getreides aus Schwaben, namentlich aus Frankreich, war gesperrt. Und wenn das auch nicht der Fall gewesen wäre, womit hätte man bezahlen sollen? Die Fabriken, Handwerks- und Hausbetriebe standen alle still. Man kann sich vorstellen, was das zum Beispiel für den Kanton Säntis (Appenzell/St. Gallen) bedeutete, in dem zwei Drittel der Bevölkerung von den betreffenden Industrien, die nun keine Seide und Baumwolle mehr erhielten, lebten. Der Brotpreis im Kanton Säntis stieg von einem Batzen auf vier, fünf bis acht Batzen. Als der Winter 1799/1800 einsetzte, waren vielenorts keine oder fast keine Vorräte vorhanden und der Hunger drohte.

Nicht wenig Eidgenossen befanden

sich aus Furcht vor französischen Straßen und Rachetaten auf der Flucht und entbehrten des Notwendigsten.

Diese Kriegsjahre schädigten das Ansehen der helvetischen Behörden und Beamten schwer. Es gab Kantone, in denen schon anfangs Sommer 1799 niemand mehr Unterstatthalter, Agent oder Steuereinnahmer sein wollte, weil das Volk diese Männer haßte, an ihre Türen Galgen malte und drohte, ihre Häuser anzuzünden. Soldaten, Geistliche, Lehrer erhielten keine oder ganz geringe Besoldungen und Bezahlungen. Man mag sich vorstellen, was sich Betroffene und Unbetroffene über den Staat dachten, der sein hundertmal gegebenes Versprechen, endlich wieder einmal zu zahlen, nie hielt.

1800 schrieb ein Appenzeller Pfarrer: «Unsere Lage ist so bemitleidungswürdig und die Stimmung so erbittert, daß der Fluch des Volkes auf allen öffentlichen Beamtungen und Regenten ruht.»

Helvetien als Kriegsschauplatz — als besetztes, vom Kriege heimgesuchtes

Land — vor 140 Jahren. Wie aktuell gar manches auf unsere Jahre anklingt!

Gibt es nicht eine unsinnigere Rechnung und Ueberlegung als jene, die aus materiellen Gründen heraus kapitulieren will? Es mag ja wohl zutreffen, daß vorerst das Leben einer größern Anzahl Menschen geschont bleibt, wenn es nicht zu einem totalen Abwehrkampf kommt. Aber, genauer betrachtet — wird nicht einfach das Todesdatum hinausgeschoben? Und nah ist unser Volk vor 140 Jahren an jenem Datum vorbeigegangen ...

Die einzige politische Chance für ein zwischen die Weltreiche geklemmtes Völkchen ist die, auf die Jesaja hinweist. Er verkündigt eine Wahrheit, die freilich in der bisherigen Geschichte noch nicht erprobt werden konnte, aber nur, weil man sie nie zu erproben gesonnen war: einzig ein Volk, das in sich selbst, in seinem Leben den Frieden verwirklicht, wird die Völker zum Völkerfrieden führen.

Martin Buber.